

Hartmut Scherzer

DIE ERSTEN SCHWARZEN CHAMPIONS

*Von Jack Johnson bis Malaika Mihambo
125 Jahre Rassismus im Sport*



Leseprobe



Hartmut Scherzer (Hrsg.)

DIE ERSTEN SCHWARZEN CHAMPIONS

*Von Jack Johnson bis Malaika Mihambo:
125 Jahre Rassismus im Sport*

Arete Verlag

„Ich weigere mich, die Ansicht anzuerkennen,
dass die Menschheit derart auf tragische Weise mit der
sternenlosen Mitternacht des Rassismus und des
Krieges verstrickt ist, dass der strahlende
Tagesanbruch des Friedens und der Brüderlichkeit
niemals Wirklichkeit werden kann.“

*Martin Luther King Jr.
Aus der Dankesrede anlässlich
der Verleihung des Friedensnobelpreises
am 10. Dezember 1964 in Oslo*

INHALT

EINLEITUNG Hartmut Scherzer – Black People – Schwarze Menschen	9
VORWORT Thomas Weikert – „Das Buch trifft einen Nerv“	11
VORWORT Bernd Neuendorf – „Die Lektüre macht auch Mut“	14
PROLOG Hartmut Scherzer – Der schwarze GI in Nesselbach	17
AUTORENNEN	
Lewis Hamilton – „Die Schule: traumatischster Teil meines Lebens“	20
BASEBALL	
Jackie Robinson – „Ich hatte sehr viel Glück“	26
BASKETBALL	
Earl Francis Lloyd – „Eine wahrhaft historische Figur“	33
BOXEN	
Jack Johnson – „Nonplusultra eines Faustkämpfers“	38
FOOTBALL	
Doug Williams – „Es war ein Privileg“	44
FUSSBALL	
José Leonardo Andrade – „Schwarzes Wunder“	50
Viv Anderson – „England für immer verändert“	56
Anthony Yeboah – „Es war eine rassistische Tat“	62

GOLF	
Tiger Woods – „Ich hatte unglaubliche Eltern“	74
RADSPORT	
Biniam Girmay – „Vergesse meine Wurzeln nie“	82
RUGBY	
Siya Kolesi – „Historischer Tag für Südafrika“	88
TENNIS	
Althea Gibson – „Symbolischer Handschlag mit der Königin“	94
Arthur Ashe – „Days of Grace“	100
OLYMPISCHE SPIELE – LEICHTATHLETIK	
Alice Coachman – „Ich habe allen den Weg bereitet“	107
William DeHart Hubbard – „Von Krücken in die amerikanische Geschichte“	111
Jesse Owens – „Unvorstellbarer Jubel im Stadion“	116
Wilma Rudolph – „Die Politik hat mich missbraucht“	130
OLYMPISCHE SPIELE – SCHWIMMEN	
Anthony Nesty – „Mein Leben verändert sich nicht“	140
OLYMPISCHE SPIELE – TURNEN	
Gabrielle „Gabby“ Douglas – „My Leap of Faith“	145
OLYMPISCHE SPIELE – EISSCHNELLLAUF	
Erin Jackson – „Das ist der olympische Geist“	149

DIE ERSTEN SCHWARZEN DEUTSCHEN CHAMPIONS

BASKETBALL

- Dennis Schröder – „Ein starkes Zeichen: Erstmals Person of Colour deutscher Fahnenträger“ 154

FUSSBALL

- Erwin Kostedde – „Nichts wie weg aus Dortmund“ 160
Jerome Boateng – „Das Spiel seines Lebens“ 166
Steffi Jones – „Sie nannten mich Schoko“ 175
Assad Nouhoum – „Mentale Stärke durch Rassismus“ 182

LEICHTATHLETIK

- Charles Friedek – „Sport ist ein gutes Ventil“ 187
Malaika Mihambo – „Es ist fünf nach zwölf“ 193

WINTERSPORT

- Mariama Jamanka – „Weiße sogar in Unterzahl“ 204

REBELLEN GEGEN RASSISMUS

- Muhammad Ali, Colin Kaepernick, Black Lives Matter 1967, 2017 210
John Carlos, Tommie Smith – Black Power 1968 217
Barack Obama – „Muhammad Ali wird immer Amerika sein“ 222

- NACHTRAG Jimmy Winkfield – „Ich war reich“ 226
EPILOG Kwamena Odum – „Verdeckter Rassismus ist schlimmer“ 230
Autorinnen und Autoren 235
Danksagung des Herausgebers 239
Bildnachweis, Impressum 240



Lewis Hamilton

Weltmeister F1 2008

„Die Schule: traumatischster Teil meines Lebens“

Von Anno Hecker

Die Formel 1 bietet Schutz. Piloten stecken bis zur Stirn im Cockpit. Nur an den Helmen sind sie zu unterscheiden. Das Gebrüll der Motoren macht sie taub für Geschrei auf den Tribünen. Die Distanz zwischen Sicherheitszaun und Rennstrecke ist meistens so groß, dass nicht mal ein Weltmeister im Bananenwerfen einen Boliden treffen könnte. Im Fahrerlager bewegen sich nur Teammitglieder, Journalisten und Menschen mit Sondereinladungen. Lewis Hamilton stieg in eine halbwegs abgeriegelte Szene ein, als er 2007 in der Formel 1 zu seinem Debüt kam: als erster schwarzer Rennfahrer. 57 Jahre nach dem ersten WM-Lauf 1950 in Silverstone. Eine Sensation?

Keine Sensation. Das Zweitbeste an dieser Entscheidung von McLaren-Mercedes war die Selbstverständlichkeit, mit der in der Szene Lewis Hamilton als Debütant an der Seite von Weltmeister Fernando Alonso, den Schumacher-Bezwinger, den neuen Star der Branche, die selbst erklärte Führungsfigur von McLaren, betrachtet wurde. Das Beste, die klassische, knallharte, aber in der Regel ehrliche Abwägung des Rennstalls: Der Junge muss mal ins Auto! Dahinter stand keine Marketing-Entscheidung, nicht im Ansatz die Idee, einen sündhaftteuren Boliden einem Fahrer anzuvertrauen, dessen Hautfarbe sich von der seiner Gegner unterschied. Wenn die Formel 1 sich um eines nie scherte, dann um

Alles im Blick: Großer Preis von Monaco 2008

ihre gesellschaftspolitische Verantwortung als Sport. Sie sah sich unter Bernie Ecclestone als Unternehmen, das jedem eine Chance bot – wenn er (der Mann, dabei ist es weitgehend geblieben) in der Lage war, ihren Ruhm und Reichtum zu mehren. Es gibt Anzeichen von Nationalismus und Abgrenzung in der Formel 1. Vor den Grand Prix wird auf der Startaufstellung andächtig, zumindest mit ernster Miene, der Hymne des Ausrichterlandes gelauscht. Für Sieger und ihre Teams wird die ihrer Länder gespielt. In den Fan-Gruppen auf den Rängen sieht man mitunter Nationalflaggen. Aber ansonsten präsentiert sich die Formel 1 als bunte, flexible Mischung. Rennställe beschäftigen Menschen aus mitunter mehr als hundert Nationen, Anhänger von Rennställen, selbst die von Ferrari, feiern erst den Deutschen (Schumacher), dann den Finnen (Räikkönen), dann den Spanier (Alonso), dann wieder einen Deutschen (Vettel), dann einen Monegassen (Leclerc) und seit 2025 Hamilton. Kurios. Ausgerechnet die Verbrennerszene, geschätzt überwiegend konservativ, von Männern auf beiden Seiten des Zaunes dominiert, jedenfalls per se keine potenziellen Wähler der Grünen, lassen sich überzeugt auf Multi-Kulti ein. Dahinter steckt keine Haltung, sondern eine Notwendigkeit. Die Besten aus aller Welt, was nicht heißt, dass alle Welt teilnimmt, finden in der Formel 1 zusammen, um sich gegenseitig zu übertreffen. Vorausgesetzt, sie haben das Tempo. Auf die Leistung kommt es an. Hamilton lieferte, vom ersten Tag an. Alles andere ist zweitrangig. Und alles, was Leistung stört, wird gebremst. Auch Rassismus.

Vor diesem Hintergrund hatte es Hamilton, so merkwürdig sich das anhört, irgendwann leichter. Seine besondere Stärke schützte ihn. Das war nicht immer so. Vermutlich erst, seit McLaren und die Motorsportabteilung von Mercedes das besondere Talent entdeckten. Hamilton erzählt nicht viel davon. Erst spät, als er längst als Weltstar kreist, schildert er seine Erfahrungen zu Schulzeiten, etwa im Podcast *On Purpose*: „Für mich war die Schule wahrscheinlich der traumatischste und schwierigste Teil meines Lebens. Ich wurde bereits im Alter von sechs Jahren



*Hamilton mit 10 Jahren im Gokart.
Dezember 1995 bei einem Rennen in England*

gemobbt. Ich meine, dass ich an dieser Schule eines von drei farbigen Kindern war, und ich wurde oft von größeren, stärkeren, gemeinen Kindern herumgeschubst.“ Sie hätten wie selbstverständlich das N-Wort benutzt, ihn „Halbblut“ genannt: „Ich wusste nicht, wo ich hingehöre. Das war schwierig für mich. Im Geschichtsunterricht kamen farbige Menschen in der Geschichte, die sie uns lehrten, nicht vor. Also dachte ich: ‚Wo sind die Leute, die wie ich aussehen?‘“

Auch da, wo Hamilton seit 2007 ständig präsent ist, sehen wenige so aus wie er: in der Formel 1. Das könnte erklären, warum im Fahrerlager kaum Fälle von Rassismus bekannt werden. Es gibt kaum jemanden, an dem Rassisten ihren Wahn auslassen könnten. Oder sie trauen sich nicht. Hamilton ist unantastbar. Der erfolgreichste Fahrer der Formel-1-Geschichte zählt zu den beliebtesten und zu den einflussreichsten Menschen in der Szene. 35,5 Millionen Menschen folgen ihm auf Instagram, mehr als dreimal so viele wie Weltmeister Max Verstappen. Wenn er spricht, hört die Formel 1 zu. Und offenbar viele Menschen jenseits

des hermetisch abgeriegelten Fahrerlagers. Obwohl Hamilton viel risikierte, als er die im gewissen Sinne behütende, anfangs (bei McLaren) bevormundende Obhut verließ, als er den Mund aufmachte. Er stieß die Anteilnahme der Piloten, gar der Formel-1-Institution an der *Black-Lives-Matter-Kampagne* aus den Vereinigten Staaten an. Eine Zeitlang gehörte das Gedenken zum Programm des Grand Prix. Hamilton trat zu Siegerehrungen mit eigens auf einem T-Shirt formulierten Botschaften gegen Rassismus auf. Er stieß an Grenzen. Der Motorsport-Welt-Verband FIA führte eine Kleiderordnung ein, um „politische Aussagen“ während der Zeremonien zu unterdrücken. Aber den Mund verbaten sie dem besten Piloten nicht. Es wäre aussichtslos gewesen. Hamilton bremste sich selbst. Er wich mitunter Fragen nach der Rolle der Formel 1 etwa beim Auftritt in Bahrain oder Saudi-Arabien aus, wo Vertreter von Menschenrechtsorganisationen die bigotte Haltung des Serien-Managements kritisieren: einerseits Fairness zu predigen, aber im Zweifel das Fressen, ein fettes Honorar für den Auftritt der Formel 1, vor die Moral zu stellen. Hamilton will sich in dieses Geschäft nicht einmischen: „Es ist viel komplexer, als es aussieht.“

Dahinter mag die Sorge vor einer Instrumentalisierung stecken. Hamilton sieht sich eher als Einzelkämpfer. Als jemanden, der aus der am eigenen Leib erfahrenen, schlechten Erfahrung Kraft zu schöpfen versteht. Der Steuerkünstler beschreibt gerne, wie er negative Energie umzulenken versteht in Antrieb, letztlich in Vortrieb. Offenbar lernte er früh, diese Fähigkeit zu entwickeln: „Ich habe vieles unterdrückt, auch gegenüber meiner Familie“, sagte er in dem Podcast *On Purpose*: „Ich hatte nicht das Gefühl, dass ich nach Hause gehen und meinen Eltern sagen konnte, dass diese Kinder mich ständig beschimpfen, dass ich in der Schule gemobbt und verprügelt wurde. Ich wollte nicht, dass mein Vater denkt, ich sei nicht stark, und wenn ich weinen musste, hielt ich die Tränen zurück oder suchte mir einen ruhigen Ort. Erst als ich mit

dem Rennsport begann, konnte ich diese Emotionen in mein Fahrverhalten einfließen lassen.“

Die Kraft, die Hamilton entfaltet, kommt längst anderen zugute. Seine Stiftung *Mission 44* kümmert sich um unterrepräsentierte Gruppen in der Gesellschaft. „Holt Euch den nächsten Lewis Hamilton“, rief Willy T. Ribbs vor ein paar Jahren der Formel 1 zu: „Ich bin so stolz auf ihn.“ Ribbs war der erste farbige Pilot, der einen Formel-1-Rennwagen testete, 1986. Das scheint gestern gewesen zu sein. Es war eine düstere Zeit. Der Amerikaner kam über die Versuchsfahrt nicht hinaus, berichtete von Briefen, Anrufen, gar Morddrohungen, als er versuchte, in die NASCAR-Serie der USA einzusteigen. Die Rückkehr der Formel 1 in die Vereinigten Staaten, der Ausbau der Präsenz auf drei Rennen, geht – soweit bekannt – nicht einher mit rassistischen Begleitkommentaren. Hier und da aber, hieß es bei Mercedes, läse man in populistischen englischen Medien von rassistisch grundierten Vorbehalten, zumindest zwischen den Zeilen. Das gibt's konkreter auch in Deutschland. In einem Leserbrief an die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, eine Reaktion auf die Würdigung der besonderen Ausstrahlung Hamiltons über die Rennstrecke hinaus, taucht am Ende eine Frage auf: Warum man Hamilton nicht mehr als N. bezeichnen dürfe ...

125
JAHRE



5
RE



Anthony Yeboah

Bundesliga-Kapitän, Torschützenkönig

„Es war eine rassistische Tat“

Von Hartmut Scherzer

Eintracht Frankfurt feiert ihren 125. Geburtstag im Großen Saal der Alten Oper. Anthony Yeboah und Jay-Jay Okocha sitzen mit ihren Ehefrauen Thesha und Nkechi an den vordersten Tischen direkt vor der Bühne. In der Prominentenreihe mit den Granden des deutschen Fußballs und der hessischen Politik: Neuendorf, Watzke, Völler, Rhein, Josef. Gastgeber Axel Hellmann, der Vorstandssprecher, hebt bei der Begrüßung die beiden afrikanischen Legenden besonders hervor. Yeboah (*6.6.1966) trägt einen ausgefallenen kupferbraunverzierten Disco-Smoking. Weißes Hemd, schwarze Fliege. Getönte Brille. Okocha (*14.8.1973) gibt sich salopp mit offenem Hemdkragen. Backenbärte zieren beider Gesichter. Vor und nach dem Festakt lächelt Tony auf den Flanierebenen geduldig in die Handys. Die Fans in Festgarderobe stehen Schlange für ein Selfie.

Die Verehrung der beiden „Internationalen Markenbotschafter“ des Traditionsklubs an diesem 19. März 2024 wäre vor dreißig Jahren unvorstellbar gewesen.

Die Eintracht jagte Anfang Dezember 1994 ihren populären Torjäger sozusagen vom Hof. Nach viereinhalb Jahren, 123 Spielen und 68 Toren. Yeboahs Demütigung und Drama, Rebellion und Rauswurf nahmen in dem Augenblick ihren Anfang, als Jupp Heynckes bei seiner Vorstellung als neuer Trainer vor der Saison 1994/95 verkündete: „Wenn ich am

Eintracht-Legenden bei der 125-Jahr-Feier

7. Juli anfange, werden die Uhren hier anders gehen.“ Yeboahs Leben als Fußballprofi sollte sich fortan in Frankfurt gegen den Uhrzeigersinn drehen.

Vom ersten Tag an hatte Jupp Heynckes bei der Eintracht ein Problem: Anthony Yeboah. Der ghanaische Mittelstürmer war Publikums-liebling, Torschützenkönig 1993, 1994 – und besonders stolzer Kapitän. Rekordspieler Karl-Heinz Körbel (602 Bundesligaspiele) hatte als Interimstrainer zwischen Klaus Toppmöller und Heynckes seinem einstigen Mitspieler als erstem schwarzen Afrikaner in der Bundesliga die Armbinde anvertraut. Es war offensichtlich Abneigung auf den ersten Blick. Zwei selbstgerechte, aber sensible Charaktere, zwei bis zur Sturheit konsequente Typen fanden keinen Draht zueinander. Bei einer Sportgerichtsverhandlung wegen einer Roten Karte in Bremen (für ein „Revanchefoul“, nachdem ihn Werder-Spieler mit „Sau-Nigger“ provoziert hatten) demonstrierte der Trainer an der Seite des Kapitäns im DFB-Gerichtsraum zwar Solidarität. Dennoch behauptete Yeboah, dessen Persönlichkeit ein mächtiges Ehrgefühl prägt: „Heynckes mag mich nicht.“

Die Beziehungskrise eskalierte schließlich zu einem einmaligen Skandal in der Bundesliga. Nach dem Abschlusstraining am Vortag des Spiels Eintracht gegen den Hamburger SV (3. Dezember 1994) musste Yeboah zusammen mit Maurizio Gaudino und Jay-Jay Okocha noch Strafrunden laufen. Eine schlimmere Kränkung konnte Heynckes dem empfindlichen Afrikaner nicht antun. Der Trainer hielt seinem Stürmer neun Kilo Übergewicht vor. Zutiefst in seinem Stolz verletzt, verweigerte Yeboah anderntags die Teilnahme am Bundesligaspiel gegen den HSV, um ein Zeichen gegen unangemessene Trainer-Willkür zu setzen: „Wir sind extrem unfair behandelt worden. Jeder, der damals mit mir gesprochen hat, sagte: ,Tony, der Grund ist Rassismuss“.

Auch Gaudino, der bereits mit dem autoritären Trainer aneinandergeraten war und Heynckes „menschenverachtendes Verhalten“

vorgeworfen hatte, schloss sich der Rebellion an. Ebenso Okocha als Mitläufer. Mit unmissverständlicher Schärfe forderte Heynckes von Präsident Matthias Ohms nachhaltige Konsequenzen. Das Trio wurde daraufhin mit sofortiger Wirkung vom Spielbetrieb ausgeschlossen, Yeboah mit einer Abmahnung und dem Abzug eines Monatsgehalts abgestraft. Den Rebellen wurde nahegelegt, sich umgehend einen neuen Verein zu suchen. Die Eintracht besiegte den HSV 2:0. Schlagzeile des *Kicker*: „Der neue Held heißt Heynckes.“ *Sport Bild* (Nr. 52/28. Dezember 1994) hielt mit einem über drei Seiten aufgemachten Yeboah-Interview ihres Chefredakteurs Jochen Coenen dagegen: „Frankfurt, das war wie im Gefängnis“. Die Überschrift bezog sich auf das halbe Jahr unter Heynckes.

Yeboahs Vorwurf: „Gleich nach seinem Amtsantritt ging es los. Ich war zwar Kapitän, doch er sprach nie mit mir. Ein Beispiel: Nach einer Mannschaftssitzung besprach er ein Problem noch mit Köpke und Binz. Ich musste raus. Toppmöller sagte mir im vergangenen Jahr, dass ich 40 Tore schieße. Das war utopisch. Doch damit zeigte er mir, dass er an mich glaubt. Heynckes raubte mir meine Qualität.“

Tony Yeboah nannte den Rauswurf später eine „rassistische Tat“. Nachzulesen im *FIFAmagazine*, Ausgabe Februar 2007, in der Serie „DAMALS UND HEUTE“. Unter der Überschrift „Ich war damals der beste Stürmer Europas“ steht auf Seite 53 der dreiseitigen Reportage unter anderem: „Ich lag in Front (Anmerkung: In der Liste der Bundesliga-Torschützen) und hätte zum dritten Mal in Folge gewonnen, wenn das ganze Theater nicht gewesen wäre. Es war hart, den Fans die Wahrheit zu sagen, aber es war nun einmal eine rassistische Tat. Gleich zu Beginn wollte mich Heynckes als Kapitän absetzen, doch das Team machte da nicht mit. Schließlich musste ich erfahren, dass hinter meinem Rücken Teamsitzungen abgehalten wurden. Am schlimmsten war es aber für Okocha, der unter dem Vorwurf des Trainers, Afrikaner seien zu

ballverliebt, sehr zu leiden hatte.“ Da stellt sich die ironische Frage: Anlass für dieses Vorurteil war doch nicht etwa Jay-Jay-Okochas legendäres „Jahrhunderttor“? Der 20-jährige Nigerianer hatte in der Saison davor (Trainer Klaus Toppmöller) im Strafraum des Karlsruher SC mit einem Wahnsinnstanz Oliver Kahn und vier Verteidiger gedemütigt: Fünf Haken vor dem Torschuss zum 3:1 in der 87. Minute.

Zu Beginn des neuen Jahres – 1995 – und vor dem Abflug der Mannschaft ins Trainingscamp nach Florida lud mich Jupp Heynckes zum Abendessen ein. Ich hatte in *Sport Bild* eine Geschichte über einen reumütigen Yeboah im Heimurlaub geschrieben. Selbst hatte ich ihn zwar nicht in Accra besucht, wohl aber seinen direkten Nachbarn in der Siedlung Niederissigheim, einem Dorf bei Hanau. Johannes van Berk, so hieß der Mann, brachte mir in Tonys Auftrag die Botschaft aus Ghana mit: „Versöhnung mit Heynckes ist die beste Lösung.“

Heynckes aber hatte längst andere Lösungen gefunden und wollte mit mir darüber reden, was Sache ist. Wir trafen uns im „Alten Zollhaus“, einem gut bürgerlichen Vier-Sterne-Restaurant in einem Fachwerkhaus mit historischem Ambiente, abgelegen an der Landstraße zwischen Frankfurt und Bad Vilbel. Yeboah hatte mir durch seinen Freund auch noch ausrichten lassen, er sei von seiner Drohung abgekommen, nach Ghana zurückzukehren, wenn die Eintracht nicht auf das Angebot des FC Bayern eingehe, sondern weiterhin auf einer astronomisch hohen Ablösesumme von zwölf Millionen Mark bestehe. „Wenn er denn gehen muss, dann will Tony, schon wegen seiner vielen Fans, nicht im Unfrieden und als verhasster Mensch Frankfurt verlassen“, berichtete van Berk.

Was mir Jupp Heynckes damals im *Alten Zollhaus* anvertraute, klang unfassbar. Er erzählte mir von der Anfrage des Bayern-Managers Hoeneß und seiner Antwort: „Uli, als Dein Freund rate ich Dir dringend davon ab, Yeboah zu holen. Der ist fertig.“ Das afrikanische Kraftpaket war 29 Jahre alt. Heynckes erzählte mir auch von seiner Forderung an



*Im Trikot des 1. FC Saarbrücken beim Relegationsspiel gegen
Eintracht Frankfurt, Juni 1989. Links Dieter Eckstein*



*Aktion der Bundesliga gegen rassistische Ausschreitungen 1992.
Yeboah, Uwe Bein*

den Eintracht-Manager Bernd Hölzenbein: „Bernd, schaff mir Yeboah vom Hals! Ich will nicht, dass der zu Beginn der Rückrunde auf der Tribüne sitzt und die Zuschauer ihm zujubeln.“

Uli Hoeneß und Bernd Hölzenbein taten, wie ihnen Heynckes geraten beziehungsweise geheißen hatte. Hoeneß verzichtete auf den Torjäger. Hölzenbein verlieh den *Goalgetter* – in letzter Minute vor Transferschluss – an Leeds United. Das schwache, Heynckes-hörige Präsidium ließ sich das Einverständnis Yeboahs 200.000 Mark kosten – eine Summe, die 2001 (Yeboah spielte mittlerweile in der vierten Saison beim Hamburger SV) im Prozess wegen Steuerhinterziehung vor dem Frankfurter Landgericht zu einem der Anklagepunkte führen sollte. Der einfältige Steuerhinterzieher kam mit einer Geldstrafe von 360.000 Euro davon.

In der Woche bis zu seinem Debüt in der Premier League am 24. Januar 1995 gegen die Queens Park Rangers habe ich Yeboah in Leeds begleitet und täglich einen Zweispalter für die *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* geschrieben. Gewissermaßen als Vorstellungsgeste gegenüber den Fans wurde der Neue in der 84. Minute eingewechselt. Leeds siegte 4:0, was die *Times* auch einer gewissen Magie Yeboahs zuschrieb: „Allein dadurch, dass er auf der Bank saß, hatte Yeboah stimulierende Wirkung.“

Gaudino spielte derweil bei Manchester City. Okocha wurde von Heynckes begnadigt. Yeboah führte das vernichtende Urteil, er sei „fertig“, auf spektakuläre Weise ad absurdum: In den verbleibenden 16 Spielen erzielte Heynckes’ Intimfeind 13 Tore in der Premier League, wurde zum Publikumsliebling, zur Kultfigur und zum *Spieler des Jahres* von Leeds United. Der englische Meister von 1992 zog zur nächsten Saison die Kaufoption und zahlte der Eintracht 3,4 Millionen Pfund (damals 8,5 Millionen Mark) für die Leihgabe. Rekordsumme in der Klubgeschichte.

Peinlich für Jupp Heynckes. Am 2. April 1995, zwei Tage nach der 0:3-Heimniederlage gegen Schalke, warf er in Frankfurt die Brocken hin.

Nach nur neun, höchst turbulenten Monaten war der 49-jährige Erfolgs-trainer (zweimal Meister mit Bayern München) zu der Erkenntnis gekommen: „Der Verein und ich passen nicht zueinander. Es ist für mich eine Selbstverständlichkeit, dass die Eintracht mir keine Abfindung zahlen muss.“ Der Vertrag war bis Juni 1996 datiert.

Die Eintracht versöhnte sich während der „Ära Bruchhagen“ (Vorstandsvorsitzender 2002 – 2016) nicht nur mit ihren verstoßenen Publikumslieblingen, sondern nahm Anthony Yeboah und Jay-Jay Okocha so-zusagen in ihre *Hall of Fame* auf, an der Seite von Jürgen Grabowski und Bernd Hölzenbein. Auf den „Säulen der Eintracht“ in der U-Bahnstation Willy-Brandt-Platz sind auch die beiden Afrikaner verewigt. Mehr noch: Die Eintracht beförderte ihre einstigen Stars aus Afrika in den „diplomatischen Dienst“. Als sogenannte Internationale Botschafter repräsentieren sie Ghana und Nigeria im „Herzen von Europa“ (Eintracht-Hymne und -Straßenadresse). Die in Accra beziehungsweise Lagos lebenden Afrikaner werden zu jedem festlichen Anlass eingeladen: Pokal-Endspiele in Berlin, Europa-League-Finale in Sevilla, Alex-Meier-Fußballgott-Ab-schied und eben 125. Geburtstag in Frankfurt.

Von allen Eintracht-Legenden wurde ihm das bombastischste Denkmal gesetzt. Das „Tony-Yeboah-Haus“. Ein wahres Kunstwerk schmückt die komplette Fassade eines vierstöckigen Wohnblocks in der Melibocusstraße 86 im Stadtteil Niederrad. Das Portrait ist seinem Kampf für Toleranz und gegen Diskriminierung in Bundesliga-Stadien gewidmet. Die wuchtige Aufschrift „Wir schämen uns für alle, die gegen uns brüllen“ ist der Text eines Offenen Briefs an alle Fans, veröffentlicht in *BILD*. Anthony Yeboah, Anthony Baffoe (damals Fortuna Düsseldorf), ein in Bad Godesberg geborener Diplomatensohn, und Souleyman „Many“ Sané (1.FC Nürnberg/SG Wattenscheid), der Vater Leroy Sanés, hatten den Aufruf im Dezember 1990 verfasst. Tony Yeboah war von den infamen Anfeindungen besonders betroffen. Noch im Trikot des 1. FC

Saarbrücken erlebte er in den Relegationsspielen 1989 gegen die Eintracht Rassismus pur. „Die Frankfurter Fans schrien ‚Nigger raus‘, riefen ‚Uhuhuhu‘ und warfen Bananenschalen aufs Spielfeld“, erinnert sich der 57-Jährige. Die Eintracht siegte 2:0, verlor das Rückspiel in Saarbrücken durch zwei Tore Yeboahs 1:2, rettete sich durch das eigene Tor und kaufte spontan den doppelten Torschützen für 1,2 Millionen Mark. Innerhalb weniger Wochen wurde die Hassfigur zum Publikumsliebling. Der Fanclub *Zeugen Yeboahs* wurde gegründet.

Anthony Yeboah hatte mit 22 Jahren seine Heimatstadt Kumasi verlassen, „um in Deutschland Geld für meine Familie zu verdienen“. Seine Eltern, fünf Schwestern und zwei Brüder lebten in Armut. Er stürmte als Profi bei Okwawu United und wurde von einem deutschen Scout entdeckt. Fest entschlossen stürzte er sich in das ungewisse Abenteuer in einem ihm völlig unbekannten Land. Die fremde Sprache, das kalte Wetter, die weißen Menschen machten ihm Angst. „Ich geriet in Panik, als ich ins Flugzeug stieg“, erinnert er sich. Und an die maßlosen Enttäuschungen bei der Vereinssuche mit seinem deutschen Agenten. Vorspielen und Leistungstest bei Borussia Dortmund: durchgefallen. Selbst die Vorstellungsprüfung beim Zweitligisten Kickers Offenbach führte zu keinem Vertragsabschluss. Der Ghanaer landete schließlich beim 1. FC Saarbrücken. Wie damals schon im Saarland unter Klaus Schlappner holten ihn bei Jupp Heynckes die Vorurteile der Trainer ein, „die immer gegen Afrikaner vorgebracht werden“. Yeboah erzählt sarkastisch: „Der Schwarze ist undiszipliniert, verträgt den Winter nicht und hat Malaria“ (siehe auch *Spiegel*-Interview vom 25. Oktober 1992).

Wir treffen uns im Hotel Main Plaza in Harry’s New York Bar. Der runde Skyline-Tower am Fluss ist sein Stammquartier in Frankfurt. Es ist der Nachmittag nach der Festnacht in der Alten Oper. Ich lege acht Hefte von *Sport Bild* aus der Zeit 1990 bis 1994 mit ihm als Titelgeschichte

Hauswand an der S-Bahnstrecke, frisch gesprüht im Januar 2014

WIR
schützen uns für
alle, die gegen
Ums

Schreie

Anthony Yeboah – „Es war eine rassistische Tat“



„Die Menschen lieben mich noch immer“. Sportpresseball 2019 in der Alten Oper



Der Kanzler als Ehrenspielführer in Ghana mit Ibrahim Tanko,
Anthony Baffoe, Yeboah (v.l.), Oktober 2023

auf den Tisch. Wir schwelgen in Erinnerungen. „Weißt du noch ...?“ Wir plaudern über mitunter lustige Begegnungen bei vier Afrikameisterschaften. Tanzen in Discos inklusive. „Du bist verrückt“, staunte Tony ungläubig, als ich ihn 1996 während des Afrika Cups beim Training der ghanaischen Nationalmannschaft in Port Elizabeth völlig überraschend begrüßte. Schließlich spielte er ja seit einem Jahr in der Premier League. Als Ghana 2008 Gastgeber der Afrikameisterschaft war, wohnten mein F.A.Z.-Kollege Christian Eichler und ich in Yeboahs Hotel „Yegola“ in Accra. „Yeeegoolaaa“ war die Torschrei-Erfundung eines ghanaischen Fernsehreporters. Zum Halbfinale Elfenbeinküste-Ägypten und zum anschließenden Spiel um den dritten Platz Ghana-Elfenbeinküste in Kumasi fuhr uns Tony in einem Geländewagen in seine Heimatstadt. Fünf Stunden Rüttelfahrt für 250 Kilometer. Das Quartier in Kumasi: die „Yegola“-Dependance.

Begeistert erzählt Tony Yeboah vom Besuch Olaf Scholz' Ende Oktober 2023 in Ghana. „Der deutsche Bundeskanzler hat Anthony Baffoe, Ibrahim Tanko und mich in unserer Heimat zu sich eingeladen. Es war großartig. Eine große Ehre. Wir waren die afrikanischen Pioniere in der Bundesliga.“ Dreißig Jahre später ist alles anders. Afrikanische Spieler prägen das Mannschaftsbild der Bundesligaklubs. Wenn Anthony Yeboah nach Frankfurt eingeladen wird, „fühle ich mich immer zu Hause. Die Menschen lieben mich immer noch. Das freut mich ungemein.“

BILDNACHWEIS

Alamy: John Frost Newspapers 41; SWpix/Alamy Live News 82;
Recall Pictures 137 (unten)

Getty Images: William Vandivert 19 (oben); Darren Heath 20; Philip Brown 23;
Bettmann 26, 34, 94, 97 (oben), 108, 137 (oben rechts); The Ring Magazine 39;
John Biever 46/47; Paul Popper 51; Bob Thomas 53, 57, 58 (oben), 168/169;
Beate Mueller 67 (unten); Sam Greenwood 74, 80; PGA Tour 78; Dario Belingheri 85 (oben);
Tim de Waele 85 (unten); Stu Forster 88; Chris Hyde 91; David Rodgers 93;
Phil Greitzer 97 (unten); Focus on Sport 100; Mirrorpix 104 (oben); Ed Lacey 104 (unten);
Keystone-France 113; Robert Riger 132/133; Richard Mackson 140;
Michael Reaves 142 (oben); Ronald Martinez 146; Douwe Bijsma 150; Tom Weller 152/153;
Gregory Shamus 154; Pedro Ugarte / AFP 166; Matthias Hangst 173; Lars Baron 176;
Ralph Orlowski 179 (oben); Lars Kaletta 179 (unten); Javier Soriano 194/195;
Alexander Hassenstein 198, 206; Quinn Rooney 205;
David Fenton 208/209; Ezra Shaw 210; Asahi Shimbun 218; Karl Mondon 220

imago: 137 (unten); Travis Heying 29; Bill Strode 30;
Granger Historical Picture Archive 42 (oben); United Archives International 42 (unten);
Sven Simon 67 (oben); Top Fotox 130; Jimmy Ellis 137 (oben links);
Ludwig Thunman 142 (unten); Pressefoto Baumann 160, 188; Herbert Rudel 164;
Michael Taeger 182; Becker & Bredel 191

Weitere Quellen: Scherzer/Privat 19 (unten), 72 (oben), 123, 186;
Anselm Ebalue/The Guardian 58; Eintracht Frankfurt 62; Eintracht-Fangruppe 71;
Bundesregierung 72 (unten); Jan Huebner 117, 118/119, 124, 127, 128; AP Photo 213;
M. Spencer Green 222; Keeneland Library 226; Odum/Privat 230

IMPRESSUM

BIBLIOGRAFISCHE INFORMATION DER DEUTSCHEN NATIONALBIBLIOTHEK

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2025 Arete Verlag Christian Becker, Elisabethgarten 31, 31135 Hildesheim
www.arete-verlag.de; E-Mail: bestellung@arete-verlag.de

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Nutzung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.
Dies gilt auch und insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Verfilmungen und die Einspeicherung sowie Datenvorhaltung
in elektronischen und digitalen Systemen.

Layout, Satz und Umschlaggestaltung: Franz-Georg Stämmele
Druck und Verarbeitung: Grafisches Centrum Cuno, Calbe

ISBN 978-3-96423-140-6

Weitere Titel und Leseproben
finden Sie auf arete-verlag.de

